



17. 137
BIBLIOTHEK MUSEUM
Nr. Inv.
KONSTANZ

Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 15

Sonnabend, den 27. Heuet 1929.

Nr. 15

Ein großer Pommer.

Zum 70. Geburtstag Karl Ludwig Schleichs
am 19. Juli 1929.

Der „große Arzt der tiefsten Leiden“, wie Karl Ludwig Schleich den Tod genannt, hat den großen Arzt, Philosophen, Dichter und Maler schon längst aus einem schaffensreichen, fruchtbaren Leben genommen, das am 19. Juli d. Js. 70 Jahre gewährt hätte. Als Schleich starb, am 7. März 1922, nahm die medizinische Welt kaum Notiz davon. Der „Kunstast“, der „Dichter“ Schleich, der doch einer unserer größten Ärzte gewesen, war von seinen Kollegen in Boykott getan, — nicht mehr ernst genommen, weil er es gewagt hatte, die medizinische Forschung mit dichterischer Schau und dem Streben nach philosophischer Erkenntnis zu verbinden.

Nicht mit Unrecht hat man Schleich als einen der „größten Wohltäter der leidenden Menschheit“ bezeichnet: seine Entdeckung der Infiltrations-Anästhesie ermöglicht die lokale Betäubung und erspart daher dem Kranken die Schmerzen der Operation. Impulsiv und temperamentvoll, wie es dem Künstler Schleich entsprach, hatte er im Jahre 1892 auf einem Chirurgen-Kongress diese seine Entdeckung zum ersten Mal den Fachgenossen vorgelegt. Aber er erntete nicht die Anerkennung, die er erwartete. Man nannte ihn einen Schwärmer, der die Wissenschaft „populär verwässerte“ — auch nachdem man die ungeheure Bedeutung der schmerzlosen Operationsbehandlung Schleichs längst hatte anerkennen müssen, die um so größer war, als sie ohne die gesundheitlichen Schädigungen blieb, die der bis dahin gebräuchlichen Kokain-Anästhesie anhaften.

Den diesem, seinem Hauptverdienst trat Schleich auch mit Reformen auf dem Gebiete der Wundheilung hervor. Das von ihm zusammengestellte Glutol und die Atozische Wundbehandlung mit Choroform und Alkohol haben der Wund-Therapie neue Wege gewiesen.

Auch auf den anderen, schöngelstigen und künstlerischen Gebieten seines Schaffens ist Schleich weit über das Dilettantentum herausgewachsen. Seine Bücher „Vom Schaltwerk der Gedanken“ und „Von der Seele“ (23. Auflage 1922) hatten einen beispiellosen Erfolg, und die Vektüre seiner Lebenserinnerungen, die unter dem Titel „Besonnte Vergangenheit“ 1920 erschienen, haben nicht nur ein fesselndes Lebensbild und eine liebenswerte Charakterdarstellung des Mannes geboten — sie sind auch als interessanter Beitrag zur Geschichte der letzten Jahrzehnte zu bewerten. Aus allen seinen Büchern spricht ein sprühender Geist, der klar und scharf beobachtet, der die Dinge dichterisch schaut und künstlerisch gestaltet. Allem aber liegt ein tiefer, lebensbejahender Humor zugrunde, der Karl Ludwig Schleich zeitweilig begleitet und über alle Enttäuschungen hinweggetragen hat.

Auch als Arzt ist Schleich Künstler gewesen — vertrat er doch immer wieder die Ansicht, daß die Medizin, die sich heutzutage in eine Heilwissenschaft verwandelt habe, ihre eigentliche Aufgabe in der Heilkunst suchen müsse, die von dem Arzt schöpferische Begabung und Intuition verlange. Die Erinnerung an Schleich zu seinem 70. Geburtstage verknüpft sich mit dem Wunsch, daß auch der Arzt und Forscher Schleich endlich den Platz erhalte, der ihm in der Geschichte der Medizin gebührt!

Es lebe der König!

In der schönen Sommerzeit von Pfingsten bis in den August hinein werden in deutschen Landen in aller Öffentlichkeit unzählige Königshochs ausgebracht. Und dabei braucht nicht einmal irgend ein erotischer König zu Besuch zu sein, dessentwegen die Berliner Kopf stehen könnten, um damit zu beweisen, daß trotz alles ultra-demokratischen Getues die Sehnsucht nach dem über den Parteien stehenden König tief im deutschen Herzen verankert ist. Nein, den König, den wir hier meinen, verehrt man weniger in den Großstädten als auf dem flachen Lande in seinen Dörfern und kleinen Städten: den Schützenkönig.

Tief wurzelt im deutschen Leben die Freude am wehrhaften Schützenwesen und dem sieghaften ersten Schützen, dem Schützenkönig. Wohl siebenhundert Jahre alt, so alt wie das Schützenwesen selber, ist der Brauch, den besten Schützen als König auszuzeichnen. Die Schützengesellschaften veranstalteten alle Jahre besondere Königsschießen, woran sich jeder Schütze, der „seinen eigenen Herd, Feuer und Rauch“ hatte, beteiligen durfte. Der König erhielt ursprünglich nur eine ehrende Huldigung durch seine Schützenbrüder. Als dann später die Schützensache wegen ihrer Bedeutung für den Schutz und die Verteidigung der Stadt zu einer wichtigen städtischen Angelegenheit wurde, flossen ihm außer hohen Ehren auch noch erhebliche Einkünfte und mitunter recht bedeutende bürgerliche Vorrechte zu. Deshalb zeigten sogar Patrizier und Fürsten den höchsten Eifer, den Schützenruhm und diese Ehren zu gewinnen.

Wie wir aus Berichten ersehen, statteten die deutschen Städte ihre Schützenkönige verschieden aus. Wenn die gespendete Geldsumme auch wohl zum großen Teil bei dem vom König auszurichtenden Mahle draufging, so bot die teilweise Befreiung von Lasten und Abgaben doch wiederum auch nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Vorteile. Wie es so häufig im Mittelalter geschah, artete auch der Königshoch mitunter in solche Leppigkeit aus, daß der König sich in Schulden stürzte und seinen Besitz gefährdete. Deshalb sahen sich manche Städte um das Jahr 1700 veranlaßt, durch strenge Verordnungen gegen die übermäßigen Feiern einzuschreiten.

Die Größe der Auszeichnung und die Höhe der Einnahme entsprach im allgemeinen der Bedeutung, welche man in deutschen Landen dem Schützenwesen beilegte, und gerade das Schützenkönigtum war der kräftigste Anstoß zur Erhaltung und zum Ausbau des bürgerlichen Schützenwesens. Mit der Einrichtung des stehenden Heeres sank naturgemäß die Bedeutung der Schützengilden als Bürgerwehr und damit die Schützenkönigsherrlichkeit. Die Befreiung von Stadt- und Staatslasten und noch manch andere Vorrechte hörten im modernen Staate auf; aber die Ehre und Achtung seiner Schützenbrüder ist und bleibt immer der schönste Lohn des Schützenkönigs. So wird das deutsche Schützenkönigtum gewiß bestehen, solange noch deutsche Männer sich vereinigen, die von den Urvätern ererbte Tugend der Wehrhaftigkeit zu pflegen und Aug' und Hand fürs Vaterland zu üben.
E. Br.

Verstreute Betrachtungen aus dem pommerischen Volksliedarchiv zu Greifswald

Teil 2: Heischeumzüge und Heischelieder in Pommern.

Von Herbert Wetter, cand. phil., Greifswald.

(Fortsetzung.)

4. Masken, Geräte, Handlungen.

Masken und Vermummungen spielen eine wesentliche Rolle bei den Heischeumzügen. Sie geben einem großen Teile von ihnen erst die eigentümliche Erscheinungsform und machen neben der Gabensammlung den Heischegang zu dem auffälligen, besonderen Ereignis für die Beteiligten sowohl wie für die Gemeinde. Nicht immer, nicht überall ist allerdings Verkleidung und Masquerade notwendigerweise mit dem Heischebrauch verbunden. Das Stieben, das Schlagen mit der Rute zu Ostern wird durchweg ohne Verkleidung in gewöhnlichem Aufzug und Aufzug ausgeführt und auch das mit dem Spieß- oder Spett-Gehen der Kinder zu Fastnacht geschieht oft in einfachem Alltags- oder Sonntagsgewand, kann jedoch auch eben so gut in irgend welchen Vermummungen vor sich gehen. Das Ausschlaggebende ist in diesen Fällen nicht die kostümliche Aufmachung, sondern das mitgeführte charakteristische Gerät und seine bestimmte Bestimmung: die Rute und das Stieben, der Spett und das Aufspießen der Gaben. Zuweilen fehlt Vermummung allgemein oder fehlen doch besonders ausgeprägte Gestalten nur deshalb, weil sie in Vergessenheit geraten sind, weil sie „ausgestorben“ sind, weil der früher von Erwachsenen gelübte Brauch

nur an Kindern noch hängen geblieben ist, die den Aufwand an Maske und Darstellung entweder sehr kümmerlich oder gar nicht mehr bewältigen können, denen es weniger auf kunstvolle Darbietungen als auf schlichtes Einfordern ankommt. Dies Abfinden des früher bunten Heischeumzugs zur leeren, grauen Bettelei ist ja allgemein und nicht für die Kinderwelt, sondern auch für arme erwachsene Leute nachzuweisen. Dohnafelde (Kr. Schivelbein) bietet ein Beispiel für das Aussterben bestimmter Maskengestalten: während früher zu Fastnacht und Weihnachten Schimmel, Affenmutter und Storch vorgeführt wurden, gehen jetzt nur mit Gesichtslarven versehen oder aufgeschwärzte Burschen einher und auch diese Burschen werden zum Teil schon von Schulkindern ersetzt. Es können die verschiedensten Gründe für das Aufhören einer Maskenaufführung in Betracht kommen, manchmal ist es nur die Unlust oder Unfähigkeit einer oder mehrerer jugendlicher Generationen und nach Jahren taucht der Brauch und die Gestalt plötzlich wieder auf: in Wordap (Kr. Demmin) war 1926 der Schimmelreiter in Tätigkeit, 1927 nicht. Ist er 1928 wieder aufgetaucht? Ein polizeiliches Verbot hat in einem Dorfe des Pyritzer Weizackers einmal den Erbsbär betroffen, weil das Erbsstroh Feuer gefan-

gen haben soll. Das Wieder- oder Neuaufstehen einer Umzugsgehalt gilt für Groß-Tuchen (Bez. Köslin): Hier hat sich erst nach dem Kriege die Sitte des Wäremumführens zu Weihnachten im Umzugsbrauch eingebürgert. Und wie hier die Neuaufnahme und reichere Ausgestaltung eines Heischeumzugs erscheint, so finden wir auch in Cammin die dem Mehrundmehrfarbloswerden entgegengesetzte Tatsache, daß Kinder, die früher zu Fastnacht unverkleidet mit dem Spett heischen gingen, sich seit 15 Jahren in beliebiger Weise maskieren.

Abgesehen von solchen Sonderentwicklungen, diesem Aufhören, diesem Wechsel, diesen und anderen brüchigen und zeitlichen Veränderungen ergibt sich für die Masken und Gestalten der pommerischen Heischeumzüge auch bei der letzten Erhebung, die hier zu Grunde liegt, das bekannte schon häufig und in seinen einzelnen Teilen meist recht ausführlich beschriebene Bild: auf Fastnacht einerseits und Weihnacht und Neujahr andererseits oder auch zusammengefaßt auf das winterliche Viertel des Jahres beschränkt sich die in sich bunte Fülle der Umzugsgehalt und tritt wiederum in einer Reihe bestimmter festig wiederkehrender Gestalten nachdrücklicher hervor: in Vär und Führer, Schimmelreiter, Schnappbock, Storch, Aschenmutter (auch als Dame und alte Frau bezeichnet) und Weihnachtsmann oder Knecht Rupprecht oder Nikolaus genannt. Außer diesen ungewein charakteristischen Masken erscheint noch eine große Anzahl anderer beliebiger Masken und Vermummungen. Diese sind am häufigsten an Fastnacht, der üblichen Zeit des Masken- und Mummenschanztreibens und vor allem bei Kindern. Weniger häufig treten sie zu Weihnachten und Neujahr auf. Sie gehören entweder als Begleitfigur zu einer der typischen Gestalten wie Vär oder Schimmel oder sie ziehen selbständig einher. In ihrer Aufmachung an den verschiedenen Gelegenheiten besteht kein wesentlicher Unterschied. Es sind mehr oder weniger gelungene Phantasiemasken, oft mit den allerprimitivsten Mitteln hergestellt. Man schmirt sich das Gesicht mit Ruß oder Wische schwarz, dreht den Rock um oder zieht ihn aus oder zieht alte zerlumpie Kleider an. Kinder behängen sich mit überlangen Erwachsenenkleidern, Jungen wählen mit Vorliebe Frauenkleider, Mädchen entsprechend lange Männerhosen und Jacken. Einfache Bettler, Bettlerpaare, Vagabunden, Zigeuner, dem Zweck des Unternehmens gemäß, sind so entstanden, meist wohl aus der Unsicherheit heraus, sich unkenntlich zu machen. Denn wer neugierig dem Vermummten die Gesichtsmaske liften will, muß auf derbes Zuschlagen der Vermummten gefaßt sein. Einfache Gesichtslarven, meist aus Papier und dünnem Stoff, selbst zugeschnitten, mit Böchern für Augen und Mund versehen, etwas gesichtsähnlich angemalt, sind neben Schwärzen und einem einfachen Schleierverbinden das gebräuchlichste. Am anspruchsvollsten, aber ohne den eigenen Wert und Reiz der Selbstanfertigung sind dann die bekannten gekauften Gesichtslarven, die menschlichen Fragen und die Tierköpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Joachim Lange

als Rektor der Kösliner Lateinschule in den Jahren 1696—1697.

Nach seinen eigenen Aufzeichnungen mitgeteilt von Hans Siegler.

Im Oktober 1921 konnte das Kösliner Gymnasium auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. In der aus diesem Anlaß von dem Direktor Dr. Olsen verfaßten Festschrift wird auch kurz der Kösliner Lateinschule gedacht, die bereits im 16. Jahrhundert „von dem auf seine Entwicklung mit Recht stolzen Bürgertum als Bürgerschule, d. h. gehobene Stadtschule gegründet war und den Handwertern, Kaufleuten und städtischen Beamten eine bessere Vorbildung geben sollte“. Bis 1821 hat die Bürgerschule bestanden, dann ging sie in dem neu gegründeten Gymnasium auf. Zu ihren Rektoren gehörte, allerdings nur kurze Zeit, der bekannte pietistische Theologe Joachim Lange. Er war 1670 in Gardelegen (in der Altmark) geboren, studierte seit 1689 unter August Hermann Francke in Leipzig Theologie und folgte ihm an die Universitäten Erfurt und Halle. Nach Beendigung seiner Studien ging er (1693) nach Berlin, wo er bei dem Geh. Staatsrat Friedrich Rudolf von Caniz eine Hauslehrerstelle übernahm. Caniz' nüchtern korrekte Gedichte — er ist in der Literaturgeschichte als einer der sog. Hofpoeten und Gegner der zweiten schlesischen Schule bekannt — hat Lange später herausgegeben. In Berlin trat er in nähere Verbindung mit dem frommen Kreise, der sich um Philipp Jakob Spener, den Begründer des Pietismus, sammelte. 1696 ging er als Rektor nach Köslin — über seine Tätigkeit hier soll weiter unten an Hand seiner eigenen Lebensbeschreibung die Rede sein —, lehrte aber schon 1698 als Rektor des Friedrichswerderschen Gymnasiums nach Berlin zurück. Als die drei Hauptstücke eines guten Schulregiments bezeichnet er Pietät, Gelehrsamkeit und Disziplin. Vor allem war er bestrebt, seine Schüler zur wahren Erkenntnis und Furcht Gottes anzuleiten. 1709 wurde er als Professor der Theologie an die Universität Halle berufen, wo er bis zu seinem Tode (1744) neben Aug. Hermann Francke und anderen als Vorkämpfer des Pietismus in Wort und Schrift wirkte. Die Bedeutung des Pietismus als Gegenströmung gegen die Erstarrung des religiösen Bewußtseins und Lebens, die unter der Herrschaft der Orthodoxie Platz gegriffen hatte, ist bekannt. Hatte die Orthodoxie, die Rechtgläubigkeit, besonders die Reinheit der lutherischen Lehre im Sinne eines strengen Dogmatismus betont, so legte der Pietismus das größte Gewicht auf christliches, asketisches Leben und eingehendes Bibelstudium. Die von Spener angeregte Belebung des praktischen Christentums hat denn auch reiche Früchte getragen; unter den zahlreichen Werken der Barockzeitigkeit des Pietismus stehen die Franckeschen Stiftungen und die Cansteinsche Bibelanstalt in Halle obenan. Von Halle aus unter Franckes Leitung hat der Pie-

tismus Mittel- und Norddeutschland religiös befruchtet. — Langes Kampf galt vor allem dem Führer der Orthodoxen, dem Superintendenten Valentin E. Löschner in Dresden, der übrigens als Persönlichkeit und lauterer Charakter ihm durchaus nicht nachsteht. Die theologischen Streitigkeiten beider ziehen sich durch eine ganze Reihe von Jahren hin. Inzwischen hatte sich in Halle ein weit gefährlicherer Feind des Pietismus gezeigt, das war der Philosoph Christian Wolff, der gewaltigste Vertreter des Rationalismus, jener Richtung, die die Vernunft zum obersten Prinzip erhebt. Durch seine Vorträge und Schriften erregte er in den gläubigen Kreisen Anstoß, man beschuldigte ihn des Determinismus und Atheismus, und auf Langes, seines rührigsten Gegners, Betreiben wurde er 1723 von König Friedrich Wilhelm I. als staatsgefährlich seines Amtes entsetzt und gezwungen, Preußen zu verlassen. Er ging nach Marburg (in Kurhessen) und genoß als Professor an der dortigen Universität einen bedeutenden Ruf, bis ihn der der Aufklärungsphilosophie günstig gesinnte König Friedrich II. (1740) nach Halle zurückberief und Lange die Polemik gegen Wolff ausdrücklich verboten wurde.

Lange hat eine Selbstbiographie hinterlassen, die 1744 in Halle unter folgendem Titel erschien: „D. Joachim Langes Lebenslauf, zur Erweckung seiner in der Evangelischen Kirche stehenden, und ehemals gehaltenen vielen und wehrtesten Zuhörer, von ihm selbst verfaßt.“ Was er darin über seinen Aufenthalt in Pommern und besonders in Köslin schreibt, soll hier, mit einigen Anmerkungen versehen, wiedergegeben werden.

„Nachdem ich nun noch einige Zeit zu Berlin geblieben, und darauf nach Stargard zur dritten Stelle an dasige Gymnasium vorgeschlagen worden war, auch von dem Magistrat, dahin zu kommen, einen Wink bekommen hatte; so ging ich dahin, erfuhr aber, daß man sich indessen bereits mit einem andern Subiecto so weit eingelassen hatte, daß man nicht wohl wieder von ihm abgehen zu können vermeinte: daher man mir die Reisekosten wiedergab und sonst allen geneigten Willen versprach; womit ich auch gar wohl zufrieden war, in der Versicherung, daß Gott seine gültige Hand darunter hätte. Ich blieb aber bey 2 Monaten in Stargard und hielt mich daselbst bey dem dasigen Generals-Superintendenten, Herrn D. Seiler¹⁾, auf, und zwar dem damaligen Herrn M. Zierold²⁾, der von Halle, woselbst er Adjunctus Facultatis Philosophicae gewesen war, zum Rectorat an das Gymnasium zu Neuen-Stettin berufen worden, aber darauf in Vorschlag zum Pastorat in Stargard, da bey ich nebst ihm zur Probepredigt gezogen wurde, und zur Professione an dasige Collegio gekommen

Deutsche Heimatbücher.

Die Pflanzenwelt der deutschen Heimat und der angrenzenden Gebiete in Naturaufnahmen dargestellt und beschrieben von Dr. Kurt Huel. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Erscheint in Lieferungen im Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.

Es handelt sich hier um ein Werk, das textlich und bildlich ganz neue Bahnen einschlägt. Es verzichtet bewußt auf eine lehrbuchhafte, systematische Darstellung der deutschen Pflanzenarten. Die einzelne Pflanze wird nicht — herausgerissen aus ihrer Umgebung — für sich betrachtet, sondern stets im Zusammenhang mit ihrer natürlichen Umgebung. Infolge dieser biologisch-ökologischen Darstellung wird das Werk nicht nur jedem wahren Naturfreund, auch ohne eingehende botanische Kenntnisse, sondern auch den Schülern jeder Gattung sehr willkommen sein. Auf die Ausstattung des Werkes, vor allem auf die Ausgestaltung der Tafeln, ist ganz besonders Wert gelegt worden. Mehr als 1000 hervorragende photographische Naturaufnahmen sollen in dem Werk teils

in farbigem Lichtdruck, teils in künstlerischem Tiefdruck erscheinen und einen Ueberblick über die Vegetation der deutschen Heimat geben, wie es in ähnlichem Umfange und in ähnlicher Ausstattung noch nirgends erreicht worden ist. Es liegt ein in jahrelanger Arbeit geschaffenes Material vor, das auch den höchsten Ansprüchen an Naturtreue gerecht wird. Das Werk erscheint, um seine Anschaffung auch dem Winderbemittelten zu ermöglichen, zunächst auf dem Subscriptionswege in Lieferungen von je einem Bogen Text mit zwei bis drei Tafeln in farbigem Lichtdruck und zwei bis drei Tiefdrucktafeln zum Preise von 3.— Rm. Wir behalten uns vor, bei Erscheinen der nächsten Lieferungen noch eingehender auf das Werk zurückzukommen.

„Unser Pommernland“. Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, 14. Jahrgang 1929, Heft 5/6. Verlag Fischer u. Schmidt, Stettin. Bezugspreis viertelj. 3 RM. Einzelpreis des vorliegenden Heftes 2 RM.

Das umfangreiche Doppelheft ist ein Sonderheft über „Die Buchheide“ bei Stettin. Wenn das Heft auch in erster Linie für den Stettiner Bezirk von Interesse ist, so werden auch die Heimatfreunde im übrigen Pommern gern zu dem Heft greifen. Die

Buchheide gehört nicht nur zu den schönsten Wäldern unserer Provinz, sondern sie bietet auch in geologischer, naturwissenschaftlicher und volkskundlicher Hinsicht so viel des Wissenswerten, daß es begreiflicherweise dem Verlag als eine lohnende Aufgabe erschienen ist, eine umfassende Darstellung über dieses Waldgebiet und seine Ortshaften herauszugeben. Wie gründlich der Gegenstand behandelt worden ist, geht daraus hervor, daß den Naturdenkmälern, den Seen, den Ortsnamen, der Flora, der Vogelwelt, den Schmetterlingen besondere Abhandlungen aus sachverständigen Federn gewidmet worden sind. Aber auch über die Burgwälle, die Sagen, die ehemaligen Braunkohlengruben, den Wildbestand und die wirtschaftliche Bedeutung der Buchheide findet man in dem Heft das Wesentliche. Jedem Kenner der pommerischen Geschichte ist das Kloster Kolbzig bekannt, das am Rande der Buchheide liegt und zu dessen ehemaligem Besitz die Buchheide und seine Dörfer gehört haben. Die Zisterzienser Mönche, die es bis 1535 bewohnt haben, bis das Kloster herzogliche Domäne wurde, haben für die Kultivierung des Landes so hervorragendes geleistet, daß die Spuren ihrer Wirksamkeit dem Buchheidewanderer noch heute auf Schritt

war, dazu auch gelangte, nachdem wir vorhero daselbst einigen Studiosis Theologiae gewisse lectiones biblicas gehalten hatten.

Es geschah mir daselbst ein Antrag zum Diaconat in Labes: ich hielt auch, auf gegebene Einladung, alda eine Gastpredigt, wozu sich unterschiedliche Prediger von der Nachbarschaft einfanden, und mit mir zu Mittag bey einer adelichen Dame speiseten, aber eines irdischen Sinnes zu seyn schienen. Da ich nun einen solchen auch an dasigem Pastore fand [Johann Christoph Eilert, seit 1671 Pastor in Labes, wurde 1696 vom Schläge gerührt, starb 1714] und mir leichtlich vorstellen konnte, wie die Gemeinde beschaffen wäre, und wie schlecht die Harmonie unter uns seyn würde, so vermehrte dieses meine ohne das schon, sonderlich des dem Gewissen so beschwerlichen Beichtstuhl wegen, gefasste Abneigung vom Predigtamte. Und diese war bey mir in Ansehung dieses Orts, ob die Bedienung nur gleich an sich selbst nicht zu gering war, so groß, daß, als ich zum Thor hinaus fuhr, sagte: Labes, me non habes [du hast mich nicht]. Welches her noch, als ich dessen etwa erwehnet hatte, in dasiger Gegend zur gemeinen Redensart soll worden seyn. Ich blieb auch mit der Berufung verschonet, da die Patroni an meiner etwa unvermutheten Passivität wol mochten gemercket haben, daß es mir darum nicht zu thun sey. Worunter ich die göttliche Providenz [Vorsehung] verehere; als nach welcher ich, was der Erfolg erwiesen hat, zur cathedra [Lehrstuhl, erstlich scholastica [in der Schule], und hernach academica [an der Universität], vornemlich bestimmt war.

¹⁾ Günther Heiler, geb. 1645 zu Halle, studierte in Leipzig, wurde 1670 Superintendent in Buschweiler, 1688 Generalsuperintendent in Hinterpommern und im Camminischen. Er ließ die erste hochdeutsche Bibel in Pommern drucken, die 1693 vollendet wurde; er starb 1707. Nach seinem Tode wünschten die Landstände, daß seine Stelle durch Joachim Lange besetzt werden möchte, doch wurde dieser inzwischen als Professor an die Universität Halle berufen. Vgl. Moderow: Die evangelischen Geistlichen Pommerns, 2, 566.

²⁾ Johann Wilhelm Hierold, geb. 1669 in Neustadt Ober-Wiesenthal i. S., studierte seit 1688 in Leipzig, wurde 1693 Adjunkt der philol. Fakultät der Univ. Halle, 1696 Pastor an St. Johann in Stargard und erster Professor der Theologie am Gröningschen Collegium, d. h. der von dem Stargarder Bürgermeister Peter Gröning 1631 gestifteten hohen Schule (akademisches Gymnasium), die 1808 mit der Hauptschule zu einer Anstalt vereinigt wurde als Gröningsches und Gröningsches Stadtgymnasium. Er wurde 1714 Pastor an St. Marien und Präpositus und starb 1731. Er war verheiratet mit Margarete Elisabeth Heiler, der Tochter des oben genannten Generalsuperintendenten D. Günther Heiler. Vgl. Falbe: Geschichte des Gymnasiums und der Schulanstalten zu Stargard (1831) und „Moderow: Die evangelischen Geistlichen“ I, 418.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kösliner Tischlerinnung zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Von E. Grubbe.

(Fortsetzung.)

Allmählich arteten jedoch die Zünfte mit ihren strengen Vorschriften aus. Sie paßten sich nicht dem Fortschritt der Zeit an und wurden bald ein Hindernis für die weitere Entwicklung des Handwerks. Schon gegen Ende des Mittelalters um das Jahr 1530, griffen erstmalig die Landesherrschften in gewisse bei den Zünften eingebürgerte Mißbräuche ein. Durch derartige Bestimmungen wurde zwar mancher alte Pöfz abge schnitten, aber auch so manche schöne, alte Sitte verboten und aufgehoben.

Die Zunftgenossen kamen in den sogenannten „Morgensprachen“ zusammen. Sie fanden am Vormittage gegen 9 Uhr statt. Aus Mangel an Publikationsmitteln hatte damals der jeweils jüngste Meister die Pflicht, die abzuhaltenden Versammlungen mündlich bekanntzumachen. Ebenso unterlag es seiner Pflicht, alle anderen Besorgungen und Zunftgeschäfte außer dem Hause zu verrichten. Offenbar waren diese unentgeltlich zu leistenden Nebendienste des jungen Meisters manchmal nicht wenig zeitraubend, denn eine Verordnung der Regierung besagt, daß man die jungen Meister nicht zu sehr mit Aufträgen überhäufen und damit in ihrem Brot schädigen solle. Den Morgensprachen der späteren Zeit wohnte stets ein Vertreter der Behörde bei, der das Protokoll niederschrieb und dafür eine Schreibgebühr von einigen Groschen erhielt.

Die Protokollbücher der Kösliner Tischlerinnung reichen bis zum 12. Januar 1722 zurück. Das Verzeichnis der Zunftgenossen zählt 16 Meister auf. Vielleicht sind die vor diesem Zeitpunkt geführten Bücher bei dem bekannten Brande von 1718 vernichtet worden. Bezeichnend ist, daß keine Notizen über außerhalb der Zunftgeschäfte liegende Vorgänge in den Büchern vermerkt sind. Während zu normalen Zeiten in vierteljährlichen, monatlichen und oft in noch kürzeren Zeitabständen Protokollniederschriften von Verhandlungen erfolgt sind, weisen die Bücher während der napoleonischen Kriege kaum eine Aufzeichnung auf. Am häufigsten handelt es sich in den sogenannten „Morgensprachen“ bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts um die Ausbildung der Zunftgerichtsbarkeit. Hier kamen alle möglichen Fälle zur Verhandlung, insbesondere Uebertretungen der alten Zunftvorschriften und Sitten, Beleidigungen und unsachgemäß vollendete Arbeiten, über die sich die Bürgerschaft beschwert hatte. Auch frevelnde Gesellen konnten vor der Zunft zur Rechenschaft gezogen und bestraft werden. Die Gerichtsgewalt in einer solchen Verhandlung wurde jeweils durch den unparteiischen Teil der Meisterschaft unter der Leitung des ältesten Meisters (Obermeisters) und des behörblichen Vertreters ausgeübt, die exekutive, falls der Beurteilte die Satisfaktion verweigerte, dagegen

durch den Magistrat. Schwerwiegendere Streitfälle, in denen die Zunft nicht zuständig war, oder zu keiner Entscheidung kommen konnte, wurden dem Gericht überwiesen.

Es sei hier das Programm einer „Morgensprache“ vom 8. Februar 1723 und der Auszug aus einer anschließenden Gerichtsverhandlung teilweise wörtlich wiedergegeben.

Als erster Punkt wird in der Sitzung die Jahresabschlussrechnung geprüft und festgestellt, daß an Meister-, Quartalsgeld und Strafe 14 fl. , 1 Gr. und 4 Pfg. eingekommen sind. Dieses Thema schließt mit den Worten: „... und wird der älteste Michell Minten wegen geführter Rechnung hirmit quittiert, und vor vollführte Berechnung Bedandet.“

2. Werden die Strafgefällige erinnert, solche innerhalb acht Tagen abzutragen, sonst sie die execution zu erwarten haben.

3. Weil ein jeder der hiesigen Wittmeister ihr Quartal entrichtet, so hat es damit seine Richtigkeit, es muß aber der folgende wahrhabende Aelteste sorgen, daß die auswärtigen Meister das ihrige auch beztragen.

4. Hat Lorenz Peter geklaget, daß Otto Schwend ihn vor einen Schelm gescholter, weil er sich bey dem H. Senat: Messerschmidt angegeben zu dessen Bau angebettelt. — Beklagter negiert die ganze Klage. — H. Senator Messerschmidt attestiert, daß der Tischler Otto Schwend, keinmahl um die Arbeit gebeten oder sich angebettelt, sondern er hätte ihn selbst angeteibet, und ihn vor Geld ein paar Likren zu machen. — Lorenz Peter erklärt sich, daß Otto Schwend ihn nicht vor einen Schelm gescholten, sondern es hätte dieser nur gesagt, daß derjenige welche ihm dasjenige nachsagete, er vor einen Schelm hielte.“

Am Schlusse der Verhandlung heißt es: „... ist die Sache vermöge, attestat des H. Senatoris Messerschmidt et Affectoris gehoben, und in Gülte ver gleichen.“

Ferner wird einer Entschließung zugestimmt: „Weil auch viele Meister nicht zu rechter Zeit erschienen, hat der wahrhabende Aelteste einen jeden der ausbleibet, in 1 Gr. Strafe zu ertheilen, und solche zu Berechnen.“

Nach der alten Zunftvorschrift war es verboten, sich um eine Arbeit zu bewerben. Es durften nur solche Aufträge ausgeführt werden, die ins Haus gebracht wurden. Bei übermäßiger Belastung mit Aufträgen mußte eine Verteilung auf andere Betriebe erfolgen. —

Weiterhin folgen einige Auszüge aus späteren Protokollen, die uns einen Einblick in das damalige Zunftleben gewähren.

und tritt begeben. Männer, die sich um die Erschließung der Buchheide ein besonderes Verdienst erworben haben, sind der Forstmeister Gené und der Professor C. F. Meyer, die beide von ihren Söhnen gewürdigt worden sind. Daneben hat sich der Buchheide-Verein in der Zeit seines 40jährigen Bestehens erfolgreich bemüht, aus der Buchheide das zu machen, was sie heute ist: das schönste und besuchteste Erholungsgebiet in der Umgegend Sektins! Wie immer ist auch diesmal dem Bildschmud besondere Sorgfalt zugewandt worden.

Der Naturforscher vereint mit Natur und Technik. Illustrierte Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften, des naturgeschichtlichen Unterrichts, des Naturschutzes und der Technik mit der Beilage: Nachrichtenblatt der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Preis vierteljährlich 2,50 RM. , mit Nachrichtenblatt 3 RM. (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.)

Die jegige Jahreszeit, in der man sich bauernd an den vielen Schönheiten der Natur erfreut, muß erhöht das Bestreben erwecken, sie auch wissenschaftlich zu betrachten und zu ergründen, und hierzu eine Literatur zur Hand zu nehmen, die seinen Wissensdurst befriedigt. Die Zeitschrift der „Natur-

forscher“, die sich mit ihrer glänzenden Ausstattung besonderer allgemeiner Beliebtheit erfreut, sei hierzu in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gestellt. Schon eine kurze Inhaltsangabe des vorliegenden Juliheftes wird das rechtfertigen. Dr. Frhr. v. Fesérvary beginnt mit einer Abhandlung über die Urwelt im Lichte lebensgeschichtlicher Beobachtung. Auf die lappländischen Gletscher führt uns Dr. Herrmann. Neue Forschungen über den Blitz und speziell über die Ergebnisse der Blitz-Photographie führt uns Dr. Prochnow in einem längeren Aufsatz an Hand hochinteressanter Abbildungen vor. Neue Strahlen im Organismus nennt sich eine Betrachtung Joseph Mendels, die uns mit verschiedenen neuen Methoden und Experimenten in die noch sehr unpraktische Chemie des Zellgeschlechts eindringen läßt. Ueber die Bedeutung Mittelamerikas für die Tiergeographie Nord- und Südamerikas gibt ein Artikel Dr. Friedrichs interessanten Aufschluß. Einzelne kleinere Abhandlungen enthält der rundschauende Teil, so über die Beobachtungen des Winterpilzes während der starken Kälte des letzten Winters, über das unerwartete Aussterben des wildwachsenden Mais, über die wunderlichen Auffassungen vieler Völker Ostens vom braun-

nen Bären, über die Notwendigkeit der Schnecken-ausrottung zur Behebung von Viehkrankheiten, über das neue Heilmittel und Markotikum Vanistevin und Harmin, und schließlich über die neueste physikalische Theorie Einsteins, die sog. Feld-Theorie.

Der Erdball. Illustr. Monatschrift für Völker-, Menschen- und Länderkunde. Viertelj. 3.— RM. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde, Wilhelmstraße.

Der Erdball ist eine Zeitschrift, in der Anthropologie, Ethnographie, Ethnologie und Länderkunde eine Pflegestätte gefunden haben. Er wendet sich nicht in erster Linie an den Fachgelehrten, sondern an jeden Lernenden, der sich mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen vertraut machen will. Wie ein sich nie erschöpfender Film zieht die Welt und ihre Völker in den einzelnen Heften an uns vorüber. Längst verschwundene Welten sieht unser Auge in ihrem einstigen Glanze, daneben aber auch das heutige Leben der Völkerrassen mit ihren verschiedenen Sitten und Bräuchen. Neben guten Text-illustrationen enthält jedes Heft mindestens acht ganzseitige Kunstdrucktafeln, deren Schönheit und Klarheit dem Leser eine besondere Freude sein werden.

Am 20. Januar 1724 und in einigen der nächsten Sitzungen standen mehrere Gesellen unter der Anklage, beim Kirchenbau (offenbar handelt es sich um den Wiederaufbau der durch den Brand im Jahre 1718 zerstörten Schloßkirche) und Schloßbau die übrigen mitarbeitenden Gesellen aufgereizt zu haben nicht länger für die Kost zu arbeiten. Sie versuchten sich mit Ausflüchten, jedoch die Aussagen der Zeugen belasteten sie. Sie erhalten fast sämtlich eine Geldstrafe von 2 bis 3 Talern, die am Schlusse der Verhandlung auf die Hälfte herabgesetzt wird. Eine Bestimmung regelt die Verwertung des Strafgeldes: „... davon die eine Hälfte an die recht armen nothleidenden im gasthause vorm mühlenthor (wahrscheinlich Herberge für durchreisende Handwerksgefallen. Das Gebäude befand sich auf dem Platz, den bis vor kurzem die Kalkhandsteinsfabrik innehatte), die andere helfte aber an die lade verfallen seyn soll.“

Am 30. September 1724 hat sich der Geselle Weiß vor der Zunft zu verantworten. Der Geselle, der einen starken Rückhalt zu haben glaubt, weigert sich entschieden der Einladung Folge zu leisten. Es wird festgestellt, daß er bei einem Major v. Plotow beschäftigt ist und man schickt eine Abordnung hin. Doch der Major fertigt sie kurz ab mit der Bemerkung, daß ihn das nichts angehe. Der Geselle wird nochmals ersucht, unter Vermeidung von einem Taler Geldstrafe vor der Zunft zu erscheinen. Als alle Versuche, ihn gutwillig zur Regelung seiner Angelegenheit zu bewegen, scheitern, wird der Bürgermeister von Köslin ersucht, den Taler durch die exekutive Gewalt einzufordern. Der Diener Martin wird mit der Ausführung beauftragt und hat „dem Amte des Gesellen Rod, dann auch eine eiserne Pflanne mit drei Füßen eingeliefert.“ Der Major v. Plotow, welcher über diese Art der Rechtspflege zornig wird, schickt sofort einen Unteroffizier und läßt die Sachen zurückfordern mit der Bemerkung, daß die Kriegs- und Domänenkammer allein für diese Angelegenheit zuständig sei. Das Tischleramt gab die Sachen lieber zurück, als daß es duldet, daß der verantwortliche Kestler zur Hauptwache abgeführt wurde.

In der Morgensprache vom 10. Mai 1724 nimmt die Versammlung Kenntnis, daß ein Tischler, der noch nicht sein Meistergeld hinterlegt hat, selbstständig arbeitet. Man beschließt, sein Werkzeug zu beschlagnahmen.

Auch außerordentlich werden die Gesellen an straffe Ordnung gehalten. In einer Schlußbemerkung der Morgensprache vom 5. Februar 1731 heißt es: „... da man auch verrechnen müßte, wie die gesellen übel mit ihren lade geldern um gehen als wird den ältesten aufgegeben, die gesellen dahin an zuhalten die Rechnung vor ihnen abzulegen, damit wenn solche können ob solches gerücht wahr oder recht sollten es sich angegebene maß befinden so haben es so gleich der Zunft an zu zeigen damit solches verschwentung einhalt gemacht werden könne.“

Meister Frobe hat sich am 28. November 1732 vor der Zunft zu verantworten, weil er einen Wandergesellen ohne Ausweis in Arbeit genommen hat. Frobe gibt zu seiner Entschuldigung an, daß der Geselle aus Danzig komme, wo man noch keine Ausweise kenne. Die auf diese Uebertretung gesetzte

Geldstrafe von 20 Groschen wurde ihm erlassen mit dem Hinweis, in künftigen Zweifelsfällen den Ältesten der Meister um Rat zu fragen.

Am 28. November 1732 einigten sich die Zunftmitglieder in der Arbeitsverteilung und Preisgestaltung. Damit niemand in seinem Broterwerb geschädigt würde, kam man überein, daß jeder Meister der Reihe nach drei Särge herstelle. Die Preise wurden wie folgt festgelegt:

1. Vor einen gemeinen Sarg so ganz und aufs Land veräußert werden 20 Gr.
2. Vor einen sichten sarg, erhoben 1 Tl.
3. einen Eichen von gleicher gattung 3 Tl.
4. Carnißsäрге (gehehlte) oben mit dem Carniß 2 Tl.
5. Eichen Carniß arbeit unten und oben (unleserlich)

Als Meisterstück wurde in der Regel ein furniertes Brettspiel hergestellt. War das Werk nicht zur besonderen Zufriedenheit der übrigen Meister ausgefallen, so mußte der junge Bewerber gekoben, künftig in seinen Arbeiten sorgfältiger zu sein.

Von jeher hatte die Regierung der Entwicklung des Handwerks besonderes Interesse entgegengebracht. Als die aus dem Mittelalter überlieferten Sitten und Bräuche jeden Fortschritt in der Verbesserung der Technik des Handwerks hemmten, griff der Staat ebenfalls ein, wie er vorher die Zunftordnungen geschlichtet hatte. Unter den preussischen Königen widmete besonders Friedrich Wilhelm I. dem Handwerk besondere Aufmerksamkeit. Das vom Handwerk gepflegte Vorurteil gegen gewisse Kreise, denen der Eintritt ins Handwerk verwehrt war, hob er auf und machte die Aufnahme allein von der Elementarkenntnis im Lesen und Schreiben und in der Religion abhängig. Im Jahre 1732 erließ er eine vom Kaiser Karl VI. genehmigte Verordnung, die nach den in den Jahren 1530, 1548, 1577 und 1654 erlassenen Bestimmungen erneuert und verbessert wurde. Die Ueberschrift lautet:

„Patent wegen Abstellung der Mißbräuche bey den Handwercken.“

Sub Dato: Wien, den 16. Augusti. 1731.

Berlin, den 6. Augusti. 1732.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des Heil. Römischen Reichs Erzh-Cämmerer und Churfürst, usw.

Wir Carl der Sechste, von Gottes Gnaden, erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Jerusalem, der Canarischen und Indianischen Inseln, und Terrae firmae, des Oceanischen Meers usw.“

Aus diesem Patent seinen nachstehend die wichtigsten Bestimmungen wiedergegeben:

Es sollen die Handwerker keine Zusammenkünfte ohne Wissen ihrer ordentlichen Obrigkeit abhalten. Ein behördlicher Vertreter muß zugegen sein.

Laut Polizeiverordnung aus den Jahren 1548, Tit. 37, und 1577, Tit. 38, sind sämtliche Stände (Gassenlehrer, Totengräber, Schäfer, Nachtwächter, Gerichtsleute u. a.) mit Ausnahme der Schinder (diese hatten früher auch das Hentleramt) zum Handwerk zugelassen.

(Fortsetzung folgt.)

unvernünftig bis zum heutigen Tage erhalten. Anthropologische Untersuchungen an altem, mittelalterlichem und lebendem Material ergäben noch diese Anschauung. — Im gleichen Heft berichtet Halfdan Bryn, Trondhjem, von auffallenden seelischen und körperlichen Unterschieden innerhalb der nordrassischen Bevölkerung Norwegens. Er unterscheidet zwei Gruppen, eine groß und stark gewachsene, stämmige, von fester und besonnener Sinnesart und eine schlankere von leichtem Körperbau mit sehr beweglicher Gemütsanlage. Bryn kommt auf Grund seiner Untersuchungen zu der Ansicht, daß es sich hier um zwei Spielarten der nordischen Rasse handelt. — Dr. Hans F. R. Günther behandelt unter Verwertung der Ergebnisse der modernen Kulturforschung die Enttöndung der keltischen Stämme. Er zeigt uns die Hallstadt-Kultur der Vorgeschichte als die eigentliche Kultur der Kelten, die ihren Machthöhepunkt um 500 v. Chr. erreichen, um dann infolge der Enttöndung rasch zu verfallen. — Von dem völkischen Schicksal süddeutscher Kolonisten, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts von König Friedrich V. von Dänemark in Schleswig und Jütland angesiedelt wurden, berichtet Dr. Martin Steinhäuser. — Einige kleinere Beiträge vervollständigen den Inhalt des Festes, so ein recht interessanter von Architekt Wilhelm Brunein, Hamburg, „Von deutscher Baukunst“, in welchem er vor allem die überragende Bedeutung der nordischen Rasse für die abendländische Baukunst aufzeigt und die Abwandlungen, die der Einfluß ostischer, westlicher Rasse hervorruft.

Zuwendungen für das Kösliner Heimatmuseum.

194—197. Vier alte Zeugdruckmodeln, teils Blumenornamente aus Holz, teils einfachere Muster aus Holz und Kupferstiften. Von Herrn Kaufmann und Färbereibesitzer Paul Kapische, Mitinhaber der Firma H. G. Kapische, Köslin, Bergstraße.

198—199. Zwei altertümliche große Zeugdruckmodeln aus Holz mit den beiden früher in Niederdeutschland allgemein verbreiteten Motiven: Johna und Caleb mit der Weintraube und Burg mit der Aufschrift „Sebron“. Von Herrn Färbereibesitzer Karl Teschner, Inhaber der Firma Wilh. Dreslich Nachf., Köslin, Mühlentorstraße.

200. Ein Lichtbild des im Frühjahr 1920 abgebrannten Bierkanthofs von Albert Barhmin in Gudenhagen, aufgenommen im Oktober 1928. Von Herrn Amtsvorsteher Kumorow, Gudenhagen.

201. Das Kolbergische Grenadier-Regiment Graf Oneisenau (2. Pomm.) Nr. 9 im Weltkrieg 1914 bis 1918. Nach amtlichen Kriegstagebüchern und Berichten von Mittkämpfern verfaßt von Johannes Hansch und Dr. Fritz Weibling, 686 S. Oldenburg i. D. 1929. In Ganzleinen gebunden. Von der Hauptschriftleitung der „Kösliner Zeitung“.

202—204. Eine silberne Spindelastänne (auf dem Zifferblatt in Silber getrieben: Maria Verkündigung) aus dem 18. Jahrh.; eine alte Zigarettenspitze mit Hornmundstück und porzellanem Vorderstück, auf welchem in erhabener Darstellung Napoleon I. und der französische kaiserliche Adler; ½ Silbergroschen von 1861 mit dem Kopf König Wilhelms I. von Preußen. Von Fräulein Geschwister Lotzer, Köslin, Danzigerstraße.

205—207. Zwei bunte mit Gold und Seide bestickte Brusttücher (Boasdaul) der Jamunder Frauentracht. Diese wurden der Spenderin zu Weihnachten 1869 und 1870, als sie noch die Schule besuchte, von Paten geschenkt; ein bemalter Jamunder Holzschemel, Niddehne in Anlehnung an Doppeladlermotiv geschnitten, mit Taubenpaar. Von Frau Maria Lassahn aus Jamund, jetzt Köslin, Neuentorstraße.

208. Eine Haspel aus Eisen zum Garn- und Wollwideln, aus der Viebermeierzeit. Von Frau Fortkmeister Schönwald, Köslin.

Die Museumsleitung dankt den freundlichen Spendern nochmals. Es ist erfreulich, daß kurz vor der Eröffnung des Museums die Gaben besonders reichlich fließen und auf diese Weise noch angemessen in die Ausstellungslisten eingruppiert werden können. Wer noch etwas zu bringen hat, bringe es bald. Dr. Schulz.

Zur Rassenkunde der Friesen.

Als eine der reinblütigsten Bevölkerungen sind allgemein die Friesen anerkannt. Seit vorgeschichtlichen Zeiten sitzen sie fest in ihren alten Stammländern an der Nordsee und sind auch wohl vor Mischung durch Zuwanderung bewahrt geblieben. So hat es die besondere Aufmerksamkeit aller rassen- und bevölkerungsfundlich Interessierten erregt, als man im vorigen Jahrhundert auf Grund von Schädeluntersuchungen eine Verwandtschaft mit dem primitiven Typus des Neandertalers zu entdecken glaubte und sogar Birchow sich dieser Meinung angeschlossen. Daraufhin allenthalben besonders in Westfriesland einsetzende Untersuchungen sowohl an Schädeln als auch an der lebenden Bevölkerung haben eine Menge Material zusammengebracht, so daß man heute über die Friesen etwas mehr aussagen kann als über viele andere europäische Gruppen. Der bekannte Anthropologe Prof. Dr. D. Reche, Lein-

zig, gibt nun unter kritischer Verwertung der bisherigen Untersuchungsergebnisse im Juliheft von „Volk und Rasse“ (J. F. Vohmanns Verlag, Pr. 2.—Marl) eine ausführliche Darstellung von dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von den Rassenverhältnissen der Friesen. Wir erfahren zunächst, daß es sich bei der die besondere Aufmerksamkeit der Anatomen erregenden primitiven Form von Schädeln um eine künstliche, wenn auch unbeabsichtigte Deformierung handelt; sodann zeigt uns Reche in geschichtlichen und vorgeschichtlichen Untersuchungen, daß die steinzeitlichen Bewohner der nördlichen Niederlande, des jetzigen Westfrieslands, dem Kernlande der Friesen, nordischer Rasse gewesen sind und daß in der Endperiode der Bronzezeit die Einwanderung von Germanen aus dem Hannoverischen nachzuweisen ist. Diese nordisch-germanische Bevölkerung hat sich dann